Der Zen-Funk, den Nik Bärtsch (Zweiter von links) mit Ronin spielt, ist groovig und raffiniert. JONAS HOLTHAUS

Module machen Musik

Der Zürcher Zen-Funk-Pianist Nik Bärtsch legt ein neues Album vor. Von Routine kann keine Rede sein

FLORIAN BISSIG

Wer montagabends den Eingang zum Exil-Klub findet, wird nicht allein von einer jungen Frau an der Kasse bedient. Ihr zur Seite steht Nik Bärtsch, der Hausherr und musikalische Kopf des Abends. Ruhig und kerzengerade steht er in schwarzer, fernöstlich anmutender Garderobe da und begrüsst seine Gäste persönlich. Bärtsch lädt nicht zum ersten Mal zum Konzert seiner Band Ronin. Über 700 Mal hat der Pianist, zuerst im «Bazillus» und ab 2009 im von ihm mitgegründeten «Exil», an einem Montag den Stand seiner musikalischen Arbeit präsentiert. Wer ein routiniertes Abspulen eines Repertoires vermutet, liegt allerdings falsch; und ebenso wenig handelt es sich um einen lockeren Jam.

Auch nachdem kürzlich die Taufe des neusten Albums, «Awase», über die Bühne gegangen und das Quartett gerade von einer Nordamerika-Tournee zurückgekehrt ist, zeigt sich Ronin ganz präsent und spielfreudig und legt zwei energiegeladene Sets vor. Der Zen-Funk, wie der 46-jährige Zürcher Bärtsch seine Musik nennt, ist groovig und eingängig, obwohl er äusserst komplex und raffiniert komponiert ist. Bei Ronin haben alle Stimmen gleich viel Gewicht. Nie dienen der Pianist, der Bassist (Thomy Jordi) und der Schlagzeuger (Kaspar Rast) bloss als Begleitung für Solos von Sha, dem Altsaxophonisten und Bassklarinettisten. Bärtschs Stücke sind modular aufgebaut – und tragen auch Titel wie «Modul 22» oder «Modul 58». Die Instrumentalisten spielen repetitive Figuren oder Patterns, die sich polymetrisch ineinander verzahnen. So verschieben sich die simplen Motive gegeneinander und treffen sich an immer anderen Punkten. Was im ersten Moment immer gleich zu sein scheint, erscheint durch das sich entwickelnde klangliche Umfeld doch stets neu.

So entsteht aus dem radikal reduzierten Spielmaterial des Einzelnen eine reiche, sich organisch entwickelnde Klangfülle, die sich gleichsam von selbst in ekstatische Passagen emporschraubt. Möglich wird diese Musik durch Ronins konsequentes Verfolgen einer Gesamtdramaturgie, die auf Kosten der individuellen musikalischen Inszenierung gehen muss, wie Bärtsch im Gespräch erklärt. «Es ist wie im Fussball: Das Team muss der Star sein.»Bärtsch, Jordi, Rast und Sha sparen ihre Musizierlust also nicht für den Moment des grossen Solos auf, sondern stecken sie permanent in den Kollektivsound. Und die Spielfreude ist dadurch offensichtlich keineswegs geschmälert, wenn man durch die Nebelschwaden und das Licht der farbigen Scheinwerfer hindurch in die schmunzelnden und sich zunickenden Gesichter der vier Männer schaut.

Das Lustvolle und Humorvolle an dieser Musik kommt auf dem soeben erschienenen Album «Awase» etwas weniger zur Geltung als beim Live-Auftritt. «Das liegt vielleicht an der Falle des Mönchs-Klischees», mutmasst Bärtsch. Man erwarte von ihm und dem Label ECM stets etwas Gediegenes, Anspruchsvolles – und überhöre den subtilen Witz, der sich im Album verberge.

Obwohl Bärtschs Kompositionen die Musik genau definieren und nur Raum für ein Mikro-Interplay der Breaks, der Fills und der Phrasierung zulassen, besteht keine Gefahr, dass die Formation lediglich das CD-Programm aufführt. «Unsere Alben sind immer nur momentane Bestandesaufnahmen.» Das Quartett spielt sein Repertoire oft und intensiv, wobei sich die Stücke verändern und weiterentwickeln. Manches Modul wird kürzer, und manches wird länger, etwa indem es einen Teil eines älteren Moduls in sich aufnimmt.

Die Arbeit am Kollektivsound teilt Bärtsch nicht nur mit seinen professionellen Mitmusikern. Kaspar Rast und er bieten allen Interessierten jeden Montagnachmittag die Möglichkeit, in ihrem «Music Dojo» in ein Modul einzurücken. Dabei geht es um Zusammenspiel und Improvisation, aber auch um das, was für Bärtsch Grundlagen des Musizierens sind: Ruhe, Präsenz, Haltung.

Wer verstanden hat, worum es Bärtsch geht, wird auch die Frage nicht mehr stellen müssen, ob der Mann nicht auch wieder einmal etwas anderes spielen möchte, «normalen» Jazz zum Beispiel. «Wir streben nicht einen Style an, sondern einen Stil», sagt Bärtsch. Er übe gern und oft auch traditionellen Jazz. Doch zu sagen habe er in diesem Bereich nichts. Ausserdem finde dabei nicht das, worum es ihm gehe: «wirklich gemeinsam zu musizieren».

Nik Bärtschs Ronin. «Awase» (ECM/Musikvertrieb). – Konzert: Jazzfestival Schaffhausen, 26. Mai.

Lionel Bringuier feiert einen späten Erfolg

In seinem vorletzten Zürcher Konzert zeigt der scheidende Chefdirigent des Tonhalle-Orchesters unerwartet viel Profil

THOMAS SCHACHER

Es gibt Klavierkonzerte – und Klavierkonzerte. Solche, die alle Pianisten spielen wollen, und solche, die sie links liegenlassen. Zur zweiten Sorte zählt das Konzert von Benjamin Britten. Als Gründe mögen die kühle Aufnahme bei der Londoner Uraufführung von 1938, die ungewöhnliche viersätzige Form, der hochvirtuose Solopart und das Fehlen eingängiger Melodien angeführt werden. In der Tat verbindet Britten in dem Stück ungewöhnliche Satztypen wie Toccata und Marsch mit einer rauen klassizistischen Tonsprache. Das Tonhalle-Orchester Zürich hat Brittens Klavierkonzert in der Vergangenheit denn auch erst ein einziges Mal aufgeführt – vor 23 Jahren, 1995, mit Natalia Trull. Dass sich die Begegnung mit dem widerborstigen Werk durchaus lohnt, zeigte nun der norwegische Pianist Leif Ove Andsnes bei seinem Gastauftritt mit dem Tonhalle-Orchester unter der Leitung von Chefdirigent Lionel Bringuier.

Andsnes liebt das Repertoire des frühen 20. Jahrhunderts; in seiner Diskografie finden sich unter anderem Kompositionen von Rachmaninow, Janacek, Prokofjew und Sibelius. Zudem zählt der Künstler nicht zu jenen Egomanen unter den Pianisten, die ihr Repertoire vorwiegend unter dem Aspekt virtuoser Selbstdarstellung auswählen. In der Toccata, die Brittens Werk eröffnet, betont Andsnes zu Recht das Perkussive und wählt einen sehr harten Anschlag – um dann in der Kadenz auch weichere Töne zuzulassen, die den Boden für den zweiten Satz bereiten. Dieser, ein Walzer, beginnt ganz lieblich, nimmt aber im weiteren Verlauf auch heftige, brutale und ironische Züge an. Den dritten Satz, ursprünglich ein atypisches «Recitative and Aria», hat Britten bei einer Überarbeitung im Jahr 1945 durch ein gefälligeres «Impromptu» ersetzt. Vielleicht braucht es diese schöne Musik, damit der finale «March» umso kontrastreicher wirkt. Angesichts der Entstehungszeit stellen sich bei diesem Marsch zwangsläufig Assoziationen mit der Vorkriegszeit und dem Zweiten Weltkrieg ein. Sowohl im Orchestersatz wie im Solopart geht es sehr martialisch zu. Und wie schon beim Walzer lassen Bringuier und Andsnes das Überzeichnete und Aufgedonnerte der musikalischen Faktur oft ins Ironische kippen.

Stand zu Beginn des Konzerts mit Arthur Honeggers «Rugby» ein Werk auf dem Programm, das eine hervorragende Einstimmung auf das Klavierkonzert bot, so führt anschliessend die beliebte «Scheherazade» von Nikolai Rimski-Korsakow in eine ganz andere Welt. Die sinfonische Dichtung von der mutigen Scheherazade, die dem Sultan Nacht für Nacht spannende Märchen erzählt, um von ihm nicht umgebracht zu werden, entflammt offensichtlich die Phantasie und die Gestaltungskraft des Dirigenten und des Orchesters. Bringuier, der als Ravel-Spezialist wiederholt ein besonderes Flair für Klangfarbengestaltung bewiesen hat, versteht es auch bei Rimski-Korsakow, den ganzen Reichtum an Klangsinnlichkeit aus der schillernden Partitur hervorzuzaubern. Beim Tonhalle-Orchester zeigt sich insbesondere Konzertmeister Klaidi Sahatçi in Bestform. Mit poetischem Gestus und astreiner Intonation interpretiert er die zahlreichen Soli dieses verkappten Violinkonzerts. Auch die diversen Soli aus den Reihen des Orchesters bieten eitle Freude. Und als Gesamtklangkörper wächst das Orchester richtiggehend über sich hinaus. Damit ist der zweitletzte Auftritt Bringuiers als Chefdirigent des Tonhalle-Orchesters überraschend zu einem uneingeschränkten Erfolg geworden. Wer das Konzert verpasst hat, kann es am 22. Mai im Rahmen des Festivals Prager Frühling nochmals hören.

TINTENFISCH

Grillitarier und Vegetarier

Angela Schader · Achtung, ihr Freundinnen der knackigen Möhre, ihr Salathasen und Quinoa-Geniesser: Das gegnerische Lager rüstet auf – der Grillitarier ist im Anzug. Als Mann, der Rosa trägt, bringt ihn die Migros im Rahmen einer Werbekampagne derzeit in Stellung, wobei sich das Rosa nicht auf seine Tracht bezieht, sondern auf das knapp saignant gebratene Fleisch, welches der Herr auf dem betreffenden Plakat in Händen hält. Nur sein Torso ist sichtbar, was vermutlich das buchstäblich aus dem Bauch Empfundene, pur Bekenntnishafte des Auftritts noch steigern soll.

Ich gestehe, dass das im Vorbeigehen erblickte Wort einen kurzen Wirbel in meinem Kopf auslöste. Denn noch vor der Vegetarierin, die ich auch bin, fühlte sich offenbar die Leserin angesprochen, deren von der eigenen Leidenschaft gefärbte Wahrnehmung aus dem Grillitarier unversehens einen Grilliterarier machte. Im Deutschen wäre das noch einen groben Zacken hässlicher als die Wortschöpfung der Werber; dafür zwinkerten sich die Vegetarierin und die Anglistin in meiner Brust hämisch zu, während sie ein Gutteil des Wortes *illiterate* – analphabetisch – aus dem Buchstabensalat herauspräparierten.

Dabei bin ich doch eigentlich gar nicht so. Vielmehr gehe ich davon aus, dass Fleischesser aufgrund des verfügbaren Wissens durchaus in der Lage sind, informierte Entscheide zu treffen. Und lasse sie auch in Frieden verzehren, was ihnen schmeckt – solange sie mir ihrerseits in Sachen Essgewohnheiten nicht auf die Zehen treten.

Da allerdings gelangen wir auf vermintes Gelände. Von Angesicht zu Angesicht oder im geselligen Kreis tue ich mich nämlich fast schwerer damit, das Wort Vegetarier in den Mund zu nehmen, als einen Happen der ungeliebten Speise. Holzig und steif liegt es auf der Zunge, und es scheint, als hafte ihm ein säuerlicher Geschmack nach Sektierertum an.

Durch wessen Schuld? Sind es die strickjacken- und sandalenbewehrten Gäste einstiger Kruska-Stübli (ja, das gab's, und diese Nahrungsquelle hat meine Mutter damals durch die mageren Zeiten ihrer ersten Ehe gerettet) und des längst verblichenen Restaurants Gleich an der Zürcher Seefeldstrasse, die den gemüsegierigen Nachkommen dieses Erbe hinterliessen? Sind es heutige Tierschutzaktivisten, die einem deutschen Fernsehsender immerhin die Frage wert waren, ob sie denn nun «Helden oder Kriminelle» seien? Oder wirkt da vielmehr der gute alte Mechanismus der Projektion – ein Rest Missbehagen seitens der Fleischeslustigen, dem am besten dadurch beizukommen ist, dass man die Gemüsefraktion ins Gehege der illiberalen Gutmenschen verweist?

«Das Thema Fleischessen ist emotional stark aufgeladen, da muss man mit Ruhe, Bescheidenheit und grosser Sorgfalt herangehen», sagt der amerikanische Schriftsteller Jonathan Safran Foer, der 2009 mit «Tiere essen» eine eindrückliche Studie zum Thema vorgelegt hat. Obwohl das Buch einem den Appetit auf alles vormals Lebendige gründlich verderben kann, gesteht der Autor am Ende ein, dass er auf Steaks und derlei Köstlichkeiten doch nicht ganz verzichten möge.

Ebenso wenig gelänge es mir, der Kohorte liebenswerter Karnivoren feindlich zu begegnen, die durch mein Leben gewandert sind oder selbiges noch begleiten. Unser gegenseitiges Verhältnis mit den Worten «leben und leben lassen» zu bezeichnen, wäre im vorliegenden Fall wohl nicht wirklich passend, aber zumindest auf der zwischenmenschlichen Ebene kommt es hin: kein Grill, um es mal so zu sagen, auf dem nicht auch noch ein paar Scheiben Aubergine oder Zucchini und ein, zwei Tomätchen für unsereins ihren Platz fänden.